

Zeitschrift:	Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse
Herausgeber:	Verband Schweizerischer Privatschulen
Band:	32 (1959-1960)
Heft:	2
Artikel:	Die Geburtsstunde des zeitbewussten Menschen in Altägypten
Autor:	Brunner-Traut, Emma
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-851260

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geburtsstunde des zeitbewußten Menschen in Altägypten

Emma Brunner-Traut, Universitas

Im Ablauf der Menschheitsgeschichte gibt es nur wenige Sternstunden. Je tiefer die Forschung dringt, um so sicherer erkennt sie, daß die Wende vom 4. zum 3. Jahrtausend v. Chr. sich unter einer Konstellation vollzog, die niemals wieder ebenso günstig gewesen ist. An dieser Wende macht die Menschheit in ihrer Entwicklung einen Sprung, der innerhalb der Geistesgeschichte nur mit einer Mutation verglichen werden kann. Mit eruptiver Mächtigkeit und einer seitdem nie wiederholten Dichte schuf sich der Mensch eine neue Welt. Der Mensch — wir betrachten die Vorgänge am Beispiel des alten Ägypten — erkennt Gott. Auf ihn ausgerichtet, organisierte er einen Staat mit hierarchischer Sozialordnung, er baute zum ersten Mal mit Steinen, erfand die Schrift, entdeckte den Kalender, er schuf einen Kunstkanon, begründete überhaupt alle Arten von Kunst wie auch von Wissenschaft, und er stellte erstmals Weisheitsregeln zur Erziehung des Menschen auf.

Bevor wir diese neue Welt betrachten, sei vergegenwärtigt, was «schaffen» heißt. Wir wählen zur Erklärung des Begriffes den Schöpfungsbericht aus der Bibel, der bekanntlich auf babylonische Vorbilder zurückgeht. Dort lesen wir: «Da schied Gott das Licht von der Finsternis und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht.» «Und Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern, und die sei ein Unterschied zwischen den Wassern. Da machte Gott die Feste und schied das Wasser unter der Feste von dem Wasser über der Feste.» Die «Lichter an der Feste des Himmels . . . scheiden Tag und Nacht». Gott ließ Gras und Kräuter aufgehen «ein jegliches nach seiner Art», und Bäume, einen jeglichen nach seiner Art», er schuf große Wal fische und allerlei Getier, «ein jegliches nach seiner Art», und allerlei gefiedertes Gevögel, «ein jegliches nach seiner Art», Vieh, Gewürm und Tiere auf Erden, «ein jegliches nach seiner Art; und Gott schuf den Menschen, einen Mann und ein Weib, und sprach zu ihnen: Machet euch die Erde untertan und herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel im Himmel und über alles Getier,

das auf Erden kriecht». Und ebenso setzt er ihn zum Herrn über allerlei Kraut und Bäume (Moses 1). Die Schöpfung des alttestamentlichen Gottes ist Scheiden, d. h. ein Auseinanderlegen in Seinsgestalten aus einem ungetrennten Ur-sein. Mit ihrer Art setzen sich die Geschöpfe gegeneinander ab. Zugleich mit der Schöpfung setzt er eine *hierarchische Ordnung* ein mit dem Menschen an der Spitze der von Gott geschaffenen Kreatur.

So die mythische Aussage von der Schöpfung der Welt. Schöpfung ist Hervorbringen von *gestalteitem* Sein aus dem Tohuwabohu, wie die Bibel das ungeordnete und unbegrenzte Ur-sein der Unzahl von Möglichkeiten nennt.

Nicht anders ist — 2000 Jahre zuvor — Schöpfung von den Ägyptern verstanden worden. Auch nach ihren Mythen ist Schöpfung das *Gestalten* aus formloser Urbildungsmasse. Der träge, fruchtbare Weltstoff, repräsentiert durch die «Urgötter», existiert vor der Schöpfung und überdauert sie. Freilich existiert er auch neben der Schöpfung und wirkt ständig auf sie ein, sie bedrohend und nährend zugleich. Die Schöpfergottheiten bilden die Gestalten aus diesem Urstoff, einer Art Nähr schlamm, zu festbegrenzten und von anderen Gebilden *geschiedenen Arten*. Mit ihrem Schaffen stifteten sie eine *Ordnung*, und damit setzen sie *Werte* fest. Aber, wie gesagt, die Schöpfung ist ebenso bedroht von dem Ursein, wie sie darauf angewiesen ist, Schöpfung und Urzustand stehen der Idee nach immerwährend miteinander im Kampf. Dem «*gierigen Meer*», wie ein mythisches Bild den bedrohlichen Urstoff nennt, kann nur durch unentwegtes Herausformen von Gestalten wie Begriffen begegnet werden.

Von der nebelhaft-dumpfen Ur-welt, die beherrscht war von einem Gott, dessen Name ebenso «Alles» wie «Nichts» bedeutet, sagt der in vielen Versionen gefaßte *ägyptische Mythos* aus, daß damals «der Himmel noch nicht entstanden war, die Erde noch nicht entstanden war, die Menschen noch nicht entstanden waren» . . . und auch «das Sterben noch nicht entstanden war», daß aber auch «der

Lärm, der Streit und die Störung noch nicht entstanden waren», denn damals «waren noch nicht zwei Dinge entstanden». Die Zeit vor der Schöpfung ist die Zeit des Noch-nicht-Seins, des Ur-zustandes, wobei «Ur» nicht allein zeitliche Bedeutung hat, sondern, wie eben dargelegt, ebenso genetische (vgl. Ursprung, Urheber, Ursache).

In diesem Ur-zustand gab es kein Sterben, nicht einmal Streit und Hader, denn die (Ent-)Zweiung ist noch nicht geschaffen. Mit diesem dumpfen Urseins ist kein paradiesischer Friede gemeint, in dem Gegensätze versöhnt wären, sondern ein Zustand, in dem sie überhaupt noch nicht herausgebildet sind. Streit und Hader gehören also der geordneten Welt an, denn ihre Voraussetzung sind gegeneinander abgegrenzte Wesen. Grenzesetzen, Scheiden, Gestalten aus formlosem Eins-und-nichts-Sein, das ist Schöpfung (und in den Androhungen der Weltvernichtung werden entsprechend die Dinge wieder «ineinandergeschoben»).

Eine solche Schöpfung ist dem alten Ägypter, besser: dem Menschen der werdenden Hochkulturen um 3000 v. Chr., unvergleichlich beschieden gewesen. Wollen wir sie richtig würdigen, so können wir nicht umhin, uns das Dasein der Menschen vor jener folgenschweren geistigen Wende zu verdeutlichen, d. h. den Menschen vor der sogenannten geschichtsbewußten Zeit, also den Menschen der Vorgeschichte. Schon im 4. und 5. Jahrtausend lebten Leute am Nil, haben Matten und Körbe geflochten, Tonkrüge mit der Hand geformt, Steinwerkzeuge hergestellt und Boote gebaut; sie haben gefischt und gejagt, Vieh gezüchtet und ihre Äcker bestellt. Ihr Leben spielte sich ab in einfachen, niederen Hütten aus Schilfrohr, ihre Toten bestatteten sie — teils beim Haus, teils auf Friedhöfen — in Erdgruben. Meist in Hockerstellung gebracht, lagerten die Leichen unausgerichtet und regellos in ihren Gräbern. Gegen Ende der prähistorischen Zeit werden die Toten nach Himmelsrichtungen orientiert, gelegentlich auch in Ton- und Holzsärgen beigesetzt, die Grabkammern mit luftgetrockneten Nilschlammziegeln verkleidet; Kupfer und Fayence treffen wir als Material für Schmuck, knöcherne Gerätegriffe und Schieferplatten sind mit Reliefs verziert. Aber noch sitzen die Figuren ohne Ordnung und Plan auf der Bildfläche.

Auf Grund späterer Texte mit altem Überlieferungsgut sowie nach Analogie jener Völker, die in geographischer Nähe Ägyptens im vorgeschichtlichen Zustand verharrt sind, dürfen wir die *geistige Haltung des vorgeschichtlichen Menschen* als magisch und märchengebunden verstehen. Danach gibt es keine scharfen Grenzen zwischen den Seins-

bereichen der Mächte. Alle Wesen sind miteinander verwandt und ineinander verwandelbar. Noch in unseren Märchen glänzt jene aus altem Glaubensgut abgesunkene Welt nach, in der Baum, Stein, Wind und Wolken, Mensch und Tier wesenseins sind. Es gibt numinose Mächte und Fetische als deren Träger, aber keine Götter. Der Tod hat keine endgültige Macht, er kann vielmehr durch Magie überwunden werden, so daß sich das Leben nach dem Tode ähnlich fortsetzt wie in der irdischen Da-seinsebene. Dies der prähistorische Mensch.

Plötzlich um 3000 v. Chr. wird der Mensch vom Geist ergriffen, und den Titanen gleich baut er eine neue Welt im Sinne des biblischen Schöpfungsberichtes. Die fundamentale Leistung der neuen Zeit ist die Erfindung der *Schrift*. Durch sie ist es möglich, Gedanken zu fixieren, Ereignisse durch den Gang der Zeiten zu überliefern und auch über die Weite des Raumes hinweg Nachrichten zu übermitteln. Es ist ein abstrahierendes Ordnungsdenken ersten Ranges, aus der Fülle der gesprochenen Laute 19 abzugrenzen und sie durch Zeichen wiederzugeben (die Vokale werden im Ägyptischen nicht bezeichnet, wie beispielsweise auch beim Hebräischen). Wer *Hieroglyphen* aus der Anschauung kennt, weiß, daß diese ersten Schriftzeichen Bilder sind. Aber sie sind es nur ihrer Form nach. Nicht etwa ist die Hieroglyphenschrift eine Bilderschrift, die einen Gedanken nur dem etwaigen Sinne nach festzuhalten imstande wäre, die also beispielsweise durch das Aufzeichnen eines Jägers gegenüber einem Löwen nur substantiell ausdrücken könnte, daß zwischen beiden Figuren ein irgendwie gearbeitetes Verhältnis besteht. Vielmehr ist die altägyptische Hieroglyphenschrift eine Lautschrift wie die unsere, kann also alle Wörter und ihre Flexionsendungen ihrem Lautwert nach uneingeschränkt wiedergeben; ob der Jäger den Löwen erlegt hat, ihn erlegen will oder unter bestimmten Umständen erlegen würde oder sich auch nur wünscht, ihn erlegen zu können usw. Kurz: Lautwert und Bildwert der Hieroglyphen sind nicht identisch.

Das im ganzen hier nicht darstellbare vielfältige Schriftsystem ist nicht das Ergebnis einer Entwicklung, in dem frühere Schriftstufen, etwa eine Bilderschrift, weiterleben, sondern die schöpferische Tat eines geschichtlichen Augenblicks, vermutlich eines einzigen Mannes. Mit der Schrift läßt der Historiker die Geschichte eines Volkes beginnen, und die Erfindung der Schrift um das Jahr 3000 v. Chr. steht somit am Anfang der ägyptischen Geschichte.

Kaum später erfolgt die Entdeckung des *Kalenders*. Lebten die Menschen bisher in den Tag hinein, jahraus, jahrein, so wird jetzt in gewaltiger Gedan-

kenarbeit der Zeit ihr Maß abgerungen. Das Jahr von 365 Tagen ist in drei Jahreszeiten — Überschwemmung, Aussaat, Ernte — zu je vier Monaten mit je 30 Tagen eingeteilt, die fünf zusätzlichen Tage gelten als Geburtstage bestimmter Götter. Die mit großer Regelmäßigkeit eintretende Nilüberschwemmung, die mit dem Frühaufgang des Sirius zusammenfällt, schenkt das landwirtschaftlich bestimmte Jahr, der wechselnde Mond den Monat. Die irrationale Größe des um $\frac{1}{4}$ Tag zu knapp berechneten wahren Sonnenjahres wird am Siriusaufgang korrigiert. Für den praktischen Gebrauch hat erst die Gregorianische Kalenderreform aus dem Jahre 1582 eine Verbesserung gegenüber der altägyptischen Zeitrechnung gebracht. Was dem pharaonischen Kalender fehlte, ist ein absoluter Beziehungspunkt, die Jahre wurden vielmehr mit jeder neuen Königsherrschaft neu gezählt. Zum Charakteristikum eines jeden Jahres gehört der Wasserstand des Nils, entscheidet er doch, ob das Jahr «fett» oder «mager» wird.

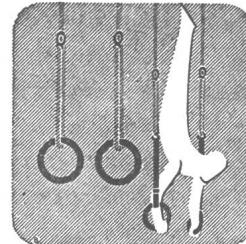
Wie der Nilstrom seinen Anteil hat an der Gliederung der Zeit, so hat er auch den Raum in Ordnung gebracht. Jährlich überflutet er seine Ufer bis weit ins Land hinein, die Regen des Abessinischen Hochlandes und die von den Sturzbächen mitgerissenen Lößteilchen spenden dem Niltal zwar Fruchtbarkeit, aber mit der Überschwemmung spült er auch alle Besitzgrenzen des Vorjahres hinweg und schafft Ur-zustände. Die Lage ruft nach einem Landvermesser und Organisator. Er vermisst die Felder, steckt ihre Grenzen ab, teilt sie zu und regelt auch, was für eine soziale Ordnung ebenso unerlässlich ist, den Anteil am Nilwasser. Das Land wird schachbrettartig mit Kanälen und Dämmen durchzogen und die Erlaubnis, das in den Rinnalen aufgespeicherte Wasser auf die Felder abzuleiten, den Bauern planmäßig erteilt. Weder also muß das Land von seinen Besitzern neu erkämpft werden, noch kann der Bauer am Oberlauf des Flusses dem Tieflandbewohner das Wasser abschöpfen. Ordnung, Plan und Maß, Kinder des neuen Geistes, überwinden somit die Tohuwabohu-Verhältnisse, in denen das Recht des Stärkeren gilt. Die Erfahrung des Nilstandsmessers geht in den Beginn der ägyptischen Geschichte zurück. Nach der Höhe des Nilstandes wurden auch die Steuern festgelegt.

Durch diese Organisation entlang dem Strom ersteht Zug um Zug der erste Staat der Welt. Die soziale Ordnung innerhalb dieses Staates ist eine *Hierarchie vor Gott*. War bisher der Mensch den Fischen und Vögeln verwandt, so hebt er sich nun, sozial abgestuft, gemäß dem Willen Gottes über die anderen Lebewesen heraus. Pharao, der Gottkönig,

steht an der Spitze des Staates. In welcher Weise im Verlauf der ägyptischen Geschichte auch das Königtum immer verwirklicht worden ist und welche Krisen es erlebt hat, ausgerichtet wurde es stets an dem Dogma vom Gottkönigtum als der einzige legitime Verfassung. So ist aus allen Tohuwabohu-Zuständen, mit anderen Worten: den Ur-zuständen, immer neu die am göttlichen Königtum gemessene Verwaltungs- und Rechtsform sowie die soziale Ordnung des Staates herausgeformt worden.

Der Gottkönig wird nach seinem Tode in den noch heute als Wahrzeichen des Landes geltenden *Pyramiden* bestattet. Diese bautechnischen Wunder sind dem alten Menschen fast ohne Vorstufen gelungen. Lagen die Toten des ausgehenden 4. Jahrtausends noch in einfachen Erdgruben, so türrt ein Geistesriese nach ein paar vorausgegangenen Grabkammern, die mit Steinmonolithen ausgekleidet waren, mit dem Grabmal für König Djoser (2800 v. Chr.) die gewaltige Stufenpyramide von Sakkâra auf, den ersten Steinbau der Welt. Der noch bei den Griechen als Weiser verehrte Imhotep, den wir unten noch einmal nennen werden, konzipierte das architektonische Werk. Auf ebenem Wüstenplateau ragt der sechsstufige Bau 60 m hoch. In der folgenden Dynastie (2700) erhebt sich die große Pyra-

Turn- Sport- und Spielgeräte- fabrik



Alder & Eisenhut AG
Tel. 051/90 09 05

Küsniacht-Zh.
Ebnaf-Kappel

Ringhefter (Schnellhefter m. d. beliebten Ringmechanik) fabriziert in eigener Werkstätte, ebenso gelochte Ersatz-Blätter in allen gangbaren Formaten und Lineaturen.

Für Handelsklassen: Besonders prakt. amerikanisches Journal-Heft, Format A 4, 18 Konti, lästige grosse Journal-Bogen überflüssig. Verlangen Sie Offerte!

ERWIN BISCHOFF, z. Ekkehard, Wil SG. Fachgeschäft für Schulbedarf

Herren-
Mode — Konfektion
Marktplatz 22
Telefon (071) 222741

E. KAUFMANN & CO. A.G.
Kaufmann
ST. GALLEN

Damen-
Mode — Konfektion
St. Leonhardstr. 8-10
u. Marktplatz 22

mide von Gîse mit knapp 150 m. Die zur Stufenpyramide gehörigen Bauten des umliegenden Hofes sind außer den nötigen Tempelgebäuden die in beständiges Material umgesetzten Residenzgebäude des großen Staatsstifters, mit anderen Worten die auf immer monumentalisierten neuen Ordnungsprinzipien.

Die Bauwerke sind — ohne Mörtel oder anderes Bindemittel — so wunderbar gefügt, daß kein Haar zwischen die Steinblöcke geschoben werden kann, und ihre Oberfläche — auch wo sie aus Granit und anderem Hartgestein besteht — ist wie Spiegel glatt poliert, all dies ohne Eisen- oder Bronzewerkzeuge, nur mit Diorithämmern und Poliersteinen aus Quarzit, kupfernen Sägen und Handbeilen. Die Orientierung der Bauten weicht nur um Minuten aus dem idealen Winkelmaß, die 230×230 m große Grundfläche der Cheopspyramide noch nicht 1 cm aus ihrer Ebene. Die bis zu 500 t schweren Quadern, teils 800 km südlich bei Assuan gebrochen, sind befördert ohne Rad, gehoben ohne Flaschenzug.

Nicht Sklaven, wie nach Herodot noch veraltete Schulbücher lehren, sondern die durch die Überschwemmung von der Landarbeit ledigen Bauern haben die königlichen Grabmäler in einer Art Arbeitsdienst errichtet. Dieser Dienst war *sinnvoll*, denn von der rituell richtigen Bestattung des Pharaos hing der Segen des Landes ab. Die Pyramide gewährleistet dem toten Gottkönig das Gottsein über seinen Tod hinaus, so daß er auch aus dem Jenseits weiter die kosmischen Kräfte lenken konnte, den Nil steigen und fallen ließ, die Sonne ihren richtigen Lauf nehmen, die Erde fruchtbar sein und auch die Frauen gebären machte. Solch kraftvoller Glaube vermochte die unfählichen Kulturschöpfungen am Nil zu vollbringen, die am Anfang des 3. Jahrtausends stehen.

Nicht nur die Pharaonen sind in dieser grandiosen Weise beigesetzt worden, auch die Untertanen ruhen, entsprechend ihrem Rang, in reichen, künstlerisch ausgestatteten *Grabbauten*. Über der unterirdischen Sargkammer liegt der oberirdische Bau mit Opferstätte und Beigaben-Magazinen. Im Massiv des rechteckigen, mit Stein verkleideten Grabhügels sind ganze Appartements — zu Beginn der Geschichte mit Bad und Klosets — ausgespart. Wo es das Gelände verlangt, vor allem in Oberägypten, ist die Anlage aus dem Felsen herausgehöhlt. Aber so verschiedenartig die baulichen Lösungen je nach Ort und im Verlauf der Geschichte auch aussehen, immer stellen sie im Prinzip die für die Dauer bestimmte und daher aus beständigem Material gebaute Nachbildung eines *Wohnhauses* dar. Die spezifischen Elemente des Grabes bilden die Sargkam-

mer, den Raum für die Statuen, die den Verstorbenen repräsentieren, sowie eine Tür, die aus dem Reich der Toten ins Grabinnere zu der Stätte führt, an der dem Toten geopfert wird.

Zur Ausstattung eines solchen Grabes gehört alle materielle Kultur, die auch den Lebenden umgibt, wie Möbel, Geräte, Kleider, Waffen, Schmuck und Nahrungsmittel. Ursprünglich original beigegeben, werden diese Dinge früh schon modellhaft nachgebildet oder auch auf die Wände der Grabkammern gemalt, denn durch ihre bildhafte Existenz waren sie nicht weniger wirksam. Im Zusammenhang mit dem Grabbau entwickeln sich alle Künste: Architektur, Plastik, Relief wie Malerei, auch Kunstgewerbe jeder Art und auch alle Techniken, deren wir hier nicht einzeln gedenken können. Ist, formal gesehen, jede Kunst subtilste Ordnung, so heben wir für unsere Betrachtung insbesondere heraus, daß die Ägypter auch einen *Kunstkanon* geschaffen, die Ordnung also bewußt festgelegt haben.

Zu diesem Kanon gehören z. B. die Proportionen des menschlichen Körpers und der übrigen Bildgegenstände, dazu gehört der sogenannte Bedeutungsmaßstab, der die Größe der Dinge nicht nach der Wirklichkeit, sondern nach der Bedeutung festlegt, die ihnen jeweils zukommt, nach ihrem *Werte* also. So wird derselbe Mensch in verschiedenen Situationen verschieden groß dargestellt, je nachdem, ob er als Diener fungiert oder als Herr, als Priester gegenüber dem Menschen oder angesichts seines Gottes, ob seine Stelle als Vater gezeigt wird oder aber seine Rolle als Kind; denn der Ägypter schafft primär nicht aus der Anschauung, sondern aus der Vorstellung vom Wesen eines Dinges. Der Kanon fordert die Verteilung der Szenen auf Bildstreifen, die Gruppierung auf Beziehungspunkte und setzt unzählige differenzierte Regeln, die hier nicht im einzelnen dargelegt werden können. Bei allem Reichtum an Spannungen und Wandlungen ist die ägyptische Kunst immer dem Kanon verpflichtet.

Diese Art kanonischen Ordnungsdenkens führt uns an das der ägyptischen *Wissenschaft* zugrunde liegende systematisierende und normative Denken heran, das die Vielheit von Erfahrungen, Begriffen und Urteilen ordnend scheidet. Wenn dieser Wissenschaft auch die abstrakte Formulierung allgemeiner Gültigkeit, im ganzen gesehen, fremd ist, so stößt sie doch vor bis zur paradigmatischen Formulierung. So wichtig das viel verzweigte Gebiet wissenschaftlicher Hochleistung ist, so müssen wir uns auch hier versagen, den altägyptischen Bahnbrecher zu schildern.

Wir wollen jedoch noch darauf hinlenken, daß der Ägypter ebenso wie er alle Bereiche des Lebens

in Ordnung gebracht, so auch an sich selbst geformt hat. Seine ethischen Ideale spricht er in den schon von dem oben genannten Weisen Imhotep begründeten *Weisheitsregeln*, in den (Ideal-)Biographien der Grabinschriften und in den Sprüchen vor dem Totenrichter aus. Die Grundlage der Ethik ist der Glaube, daß gut ist, was Gott gefällt, und böse, was er haßt. Die unter Gott gestellten Gebote sind daher keine bloße Diesseitsmoral, die unmittelbare Beziehung vom rechten Verhalten und Gottes Willen ist eigentliche Ethik.

Die Gebote sind nun wieder nicht als allgemeine Lehrsätze formuliert, vielmehr dienen konkrete *Fälle* als «Richtschnur». Wenn wir diesen Lehrbeispiele aber die allgemeine Absicht ablesen, so gewinnen wir als früheste Gebote etwa folgende:

1. seine Pflicht treu erfüllen («alles tun, was einem aufgetragen ist»)
2. das Rechte reden und das Rechte üben («was Gott liebt und was die Menschen loben»)
3. bescheiden sein, Gier und Habsucht meiden
4. Vater und Mutter lieben und ehren («sich liebens- und lobenswert gegen sie betragen»)
5. gegen die Geschwister und Nächsten liebenswert sein
6. sich in seinem Amte der Schwächeren annehmen, sein Amt nicht missbrauchen
7. für die Armen sorgen («die Hungrigen speisen und die Nackten kleiden . . .»)
8. die Bedrückten beschützen («sich der Witwen und Waisen annehmen»)
9. die Untergebenen vornehm behandeln
10. gegen niemanden bei den Vorgesetzten etwas Nachteiliges sagen (nicht denunzieren)
11. keinem Menschen etwas zuleide tun («niemanden weinend machen»)
12. den Menschen hilfreich sein («den Überfallenen aus dem Arm des Starken retten»)

Zu diesen aus der paradigmatisch formulierten Weisheit abstrahierten Geboten tritt in dem (erst aus späterer Zeit im Wortlaut bekannten) negativen Sündenbekenntnis ein Schuldregister, das, von den spezifisch israelitischen Forderungen abgesehen, die Gebote unseres Katechismus zum Inhalt hat. Unserem 5. Gebot entspricht nicht allein die Versicherung eines ägyptischen Toten vor seinem Richter im Jenseits: «Ich habe nicht getötet», sondern der Spruch wird ergänzt durch: «. . . und habe nicht zu töten befohlen und habe niemandem Schmerz zugefügt». In ähnlicher Weise sind auch die übrigen darin ausgesprochenen Gebote differenziert und bezeugen ein umfassendes Gewissen.

Wenn sich — wie wir das aus Spuren schon für

die frühe Ethik erschließen dürfen — der Tote in dieser Weise dem Richter stellen muß und nach Prüfung seiner Taten durch göttlichen Richterspruch erfährt, ob er den Seligen oder dem «Fresser» (Bild der Hölle) zugeteilt wird, so setzt das nicht nur eine von Gott gegebene ethische Norm voraus, sondern den Glauben an das jenseitige Leben.

Mit diesen beiden Begriffen: *Gott* und *Jenseits* stoßen wir auf den Kern der geistigen Situation, zu dem der Mensch der neuen Ära vorgedrungen ist. Gott ist das höchste Sublimat an Ordnung, das der neue Mensch dem Tohuwabohu-Urstoff als Erkenntnis abgerungen hat. Rê, der Gott der Sonne, ist nicht allein der Hüter der Gerechtigkeit, der Vater der Wahrheit, der alles sieht; durch seinen Lauf durchmischt er die Zeiten und setzt selbst Ordnung fest und Recht. Er, der Ordnungsstifter, stirbt allabendlich und ersteht am Morgen jung und sieghaft, nachdem er die Urwelt, in die er eingetaucht war, überwunden hat. Denn die Urwelt steht nicht allein am Urbeginn aller Schöpfung, sie ist ihr auch immanent: So als Unterwelt, Himmelsgewässer, als die Erdscheibe umfließender Okeanos, als überschwemmter Nil oder als Reich von Tod und Schlaf. Zeitlos und jenseits des Raumes ist sie ebenso allgegenwärtig in Raum wie Zeit¹ — unsterblich und daher ewig, aber immer eingedämmt von der ordnenden Macht der Schöpfung.

Wir dürfen nun versuchen, was wir als Phänomene dargestellt haben, denkerisch zu unterbauen, und zwar über den Grad hinaus, der dem Ägypter bewußt gewesen ist. Zum Verstehen gehört immer ein Wissen um objektiv-geistige Zusammenhänge, das über den Standpunkt des unmittelbaren Lebensbewußtseins hinausgeht. Erst wer von der Gegenwartsbedingtheit der Geschichte abgerückt ist und das Ganze eines Ablaufs mit seinem Anfang und Ende überschaut, versteht Auftrag und Erfüllung der Sinngesetze. So kann auch das Ergebnis unserer historisch-philosophischen Betrachtung nur der Einblick in die Sinngehalte der alten Hochkulturen sein, während sich dem Ägypter selbst seine eigene Grundkonzeption des ordnenden Gestaltens nur zögernd enthüllte.

¹ An schwebenden (zeitfremden) Ausdrücken und Sprachformen dieser Art sind die vorderorientalischen Sprachen reich; vgl. z. B. die semitischen Ausdrücke für «kommen» (hebr. *naga'*, *qarab* = aramäisch *meta*), die sowohl «im Kommen» als auch «da sein» bezeichnen, also die Spannung zwischen dem eschatologischen «schon jetzt» und der Hoffnung des «noch nicht» gekommenen richtenden Gottes wiedergeben. Über solche Möglichkeiten verfügt unsere Sprache nicht, d. h. mit anderen Worten, daß solche schwebenden Vorstellungen mit dem Griechischen ihr Ende gefunden haben.

Mehr als irgendeine andere Erkenntnis jener Weltwende um 3000 v. Chr. bedeutet die *Entdeckung der Zeit*, danach die des Raumes. Dabei ist im alten Ägypten zwischen Zeit und Raum nicht kategorial geschieden, der Urgott, der für diese Phänomene steht, ist vielmehr der Gott der Endlosigkeit, steht also sowohl für Zeit wie für Raum. Das Unbegrenzte schlechthin, das ist die Eigenschaft des Ur-seins, und zum geordneten Sein gehört die Grenze. *Das Schaffen ist somit Herausreißen von Zeit aus ewigem Sein* (wie entsprechend das Abgrenzen von Raum aus einem endlosen Bezirk).

Sich der *Zeit* bewußt werden, heißt erkennen, daß alles Sein bedroht ist von der Zerstörung durch die Zeit. Alles, auch die eigene Person. Diesem Wissen vom leiblichen Tod steht das Ahnen unseres überzeitlichen Sinneszusammenhangs gegenüber, des unzerstörbaren, des ewigen *Geistes*. Sich seiner Einmaligkeit und Vergänglichkeit bewußt werden, des Seins in der Zeit — das ist die erschreckendste Erkenntnis des Menschen, und diese Erkenntnis ist immer zugleich die fruchtbarste. Mit dieser Erkenntnis erwacht das Kind zum vollbewußten Menschen, und mit dieser Erkenntnis werden Völker zu Kulturen. Das Wissen um die Zeit auf dem Hintergrunde der Ewigkeit — das auch war die folgenschwere geistige Errungenschaft des beginnenden 3. vorchristlichen Jahrtausends.

Die Erkenntnis von der Vergänglichkeit alles dessen, was geschaffen ist, auch des eigenen Seins, *fordert* den Menschen plötzlich heraus. In dem Bestreben, der Ewigkeit ein Stück abzuringen, erwachsen die ersten Kulturarten. Alles Bemühen kreist um die Sorge, dem flüchtigen Geschehen Dauer zu verleihen, es möchte Errungenschaften verewigen und Vergängliches festhalten.

Im Kampf zwischen dem Wissen um die eigene zeitliche Begrenztheit und der Sehnsucht nach Dauer ersteht Kultur. Aus diesem Kampf erklärt sich mit innerer Notwendigkeit die Erfindung der Schrift wie die Entdeckung des Kalenders, während wir den Bau des Staates dem neuen Raumdenken zuordnen müssen. Für seine zeitliche Ausrichtung im Diesseits ist es für den Ägypter kennzeichnend, daß die Vergangenheit für ihn «vorn» liegt, die Zukunft aber «hinten». Er richtet sich aus nach den von der Urzeit her gültigen Ordnungsprinzipien der Götter. Sein voller Einsatz gilt dem *Erhalten* von Zuständen, während er eine Neuerung nur gutheißen kann, wenn sie das «Uranfängliche wiederholt». Er wehrt sich gegen die Zerstörung, und als solche gilt bereits das Neue, denn es setzt Herkömmliches ab. Diese «konservative» Haltung ist Ringen um Beständigkeit, ist Kampf des Ordnungswillens

gegen die immer wirksame zerstörerische Macht des Tohuwabohu.

Der Totendienst mit all seinen Einrichtungen wie Mumifizierung, steinernen Monumenten, Versorgung der Toten mit Speise und Trank — was ist er anderes als die Fürsorge, dem Verstorbenen über den Tod hinaus Leben zu erhalten?

Wie wir erfahren haben, gehört aber das Unbegrenzte dem Ur-sein an, so daß ewige Existenz in unserem Sinne nicht dem Wunsche des alten Ägypters entsprechen konnte. Zu seiner Vorstellung von Dauer nach dem Tode gehört vielmehr die in Zeitgrenzen eingeordnete «Ewigkeit», mit anderen Worten: Nicht Ewigkeit, sondern *ewige Zeit* ist das, was er in seinen Sehnsüchten mit den Ausdrücken Djed und Neheh bezeichnet.

Mögen auch in die Totenbräuche der Jahrtausendwende (3000 v. Chr.) nicht allein vorgeschiedliche Formen — analog den an heidnische angelehnten christlichen Formen — sondern auch prähistorische Vorstellungen eingeflossen sein (letzten Endes leben sie im Aberglauben über die christliche Eroberung des Geistes bis heute fort), so ist nach Ausweis der ältesten Texte die Trennung von todgeweihtem Leib und für ewige Zeit geläutertem «verklärtem Geist» Bestandteil der neuen Grundkonzeption, deren konsequente Entfaltung sich in verschiedenen Formen vollzieht. Der Geist «leuchtet als Stern am Himmel», der durch das Totengericht als «wahr» Befundene geht ins Elysium ein, oder er überwindet durch Angleichung an Osiris den Tod, wie ihn dieser Gott durch seinen leiblichen Tod auf Erden für alle Menschen vor-überwunden hat.

Aus dem Gesagten gewinnen wir etwa folgendes *Ergebnis*: Der neue Mensch um 3000 vollzog eine grandiose Schöpfung, indem er die lückenlose Mannigfaltigkeit der Erscheinungen von einer sprunghaft (wie durch Mutation) erworbenen neuen Höhe aus ordnete. Er setzte neue Wertgrenzen in Zeit und Raum und schied die Phänomene der geistigen Welt allumfassend in neue Arten. Dabei ist die Erkenntnis von Zeit (und Raum) am fruchtbarsten geworden, da sie mit dem Zerlegen des menschlichen Seins in leibliches, todgeweihtes irdisches Leben und jenseitige Existenz des verklärten Geistes den Menschen am unmittelbarsten herausforderte. In innigstem Zusammenhang mit dieser Erkenntnis steht die Vorstellung von Gott als eines Schöpfers, Erhalters, Lenkers und Richters. Der universale einzige große Gott hat durch sein Wort auch die anderen (meist besser bekannten) Götter des ägyptischen Pantheons (als Ausfluß seines um-

fassenden Wesens) geschaffen und ist dem einzelnen Menschen persönlich verbunden. Daraus resultiert die auf den Willen Gottes ausgerichtete Ethik und das mit ihr aufs engste verknüpfte Totengericht. Wenn auch noch in Feinheiten unentwickelt, so ist doch schon in der Pyramidenzeit die Konzeption lapidar ausgesprochen, nach der der Große Gott als Vorsitzender des Hohen Götterkollegiums die Taten des Verstorbenen prüft. Mit dieser Geburtsstunde des zeitbewußten Menschen beginnt demnach auch der Lebenslauf des *verantwortungsbewußten* Menschen.

Daß dies, was wir als zeitbewußt herauszustellen versuchten, nichts zu tun hat mit Geschichtsbewußtsein, dürfen wir zum Schluß noch erwähnen. Geschichte ist der Entwicklungsvorgang von Natur und Geist und deren Erforschung und Darstellung. Auch wenn wir dem Geschehen nicht Gesetze und Bedingungen unterlegen, wie das unserer Denk-

und Forschungsart entspricht, so bleibt die sachliche Darstellung eines Entwicklungsvorganges dennoch Geschichtswissenschaft, und zumindest diese Art annalistischer Aufzeichnung gibt es in Ägypten hinlänglich. Es gibt Geschichtswissenschaft dort ebensogut, wie diese Kultur alle übrigen Denkdisziplinen herausgeformt hat. Aber Geschichtsbewußtsein ist nicht das Kriterium der neuen Ära, vielmehr eine der zahlreichen Folgen des fundamental neuen, und zwar religiös fundierten Begriffes von der *Zeit*.

Als äußeres Kennzeichen für die «geschichtsbewußten» Völker gilt die Schrift. Freilich ist Geschichte nicht ohne Schrift denkbar, aber was Schrift eigentlich wollte, war: der Zerstörung durch die Zeit entgegenzuwirken. Die Erkenntnis der Zeit ist daher der entscheidende Schöpfungsakt in jener Sternstunde, und die entsprechenden Hochleistungen der neuen Ära sind Kinder jenes Impulses.

Die neuen Horizonte

Wir benützten in meiner Jugend ein sonst recht gutes Physikbuch, in dem aber begreiflicherweise die modernste Physik noch etwas stiefmütterlich behandelt war. Trotzdem war in dem Buch auf den letzten Seiten auch einiges über die Atome zu lesen, und ich erinnere mich deutlich an ein Bild, auf dem eine größere Anzahl von Atomen zu sehen war. Das Bild sollte offenbar den Zustand eines Gases im Kleinen wiedergeben. Einige Atome hingen jeweils in Gruppen zusammen, und zwar waren sie durch Haken und Ösen, die wahrscheinlich die chemische Bindung darstellen sollten, miteinander verknüpft. Außerdem war im Text zu lesen, daß die Atome nach Ansicht der griechischen Philosophen die kleinsten unteilbaren Bausteine der Materie seien.

Dieses Bild hat mich immer zu heftigem Widerspruch gereizt, und ich war empört darüber, daß so etwas Dummes in einem Physiklehrbuch stehen konnte. Denn ich dachte: Wenn die Atome so grob anschauliche Gebilde sind, wie das Buch uns glauben machen wollte, wenn sie eine so komplizierte Gestalt haben, daß sie sogar Haken und Ösen besitzen, dann können sie unmöglich die kleinsten, unteilbaren Bausteine der Materie sein.

Immerhin blieb mir der Wunsch übrig, die eigentlichen Gründe für die Atomphysik näher kennenzulernen, und da kam ein anderer Zufall zu Hilfe. Wir hatten um diese Zeit eben mit der Lektüre eines platonischen Dialogs begonnen. Aber der Schulunterricht war unregelmäßig. Ich habe schon erzählt, daß wir als junge Burschen einmal eine

Zeitlang in den Münchener Revolutionskämpfen bei einer Truppe Dienst taten, die gegenüber der Universität im Priesterseminar stationiert war. Dort hatten wir keine strenge Arbeit; es war im Gegenteil die Gefahr des Herumlungerns sehr viel größer als die der Überanstrengung.

Es war damals, im Juli 1919, ein warmer Sommer, und besonders am frühen Morgen gab es so gut wie keinen Dienst. So kam es, daß ich mich häufig kurz nach Sonnenaufgang auf das Dach des Priesterseminars zurückzog und mit irgendeinem Buch in die Dachrinne legte, um mich von der Sonne wärmen zu lassen, oder mich auf den Rand der Dachrinne setzte, um dem beginnenden Leben auf der Ludwigstraße zuzusehen.

Bei einer solchen Gelegenheit kam ich auch einmal auf den Gedanken, mir einen Band Plato mit auf die Dachrinne zu nehmen, und ich geriet bei dem Wunsch, etwas anderes zu lesen als das, was im Schulunterricht dran kam, mit meinen relativ bescheidenen griechischen Kenntnissen an den Dialog *Timaios'*, in dem ich zum erstenmal wirklich etwas aus erster Quelle von der griechischen Atomphilosophie erfuhr. Aus dieser Lektüre wurden mir die Grundgedanken der Atomlehre viel klarer als früher.

Ich glaubte wenigstens so halb die Gründe zu verstehen, die die griechischen Philosophen veranlaßt hatten, an kleinste, unteilbare Bausteine der Materie zu denken. Die These, die Plato im *Timaios* vertritt, daß die Atome reguläre Körper seien, wollte